

Wer kennt schon dieses Griechenland?

Autor(en): **Düblin, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **73 (1964)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974928>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WER KENNT SCHON DIESES GRIECHENLAND?

Von Elisabeth Döblin



DIE ARMENIER — WANDERER VON LAND ZU LAND

Verfolgungen, blutige, peitschen das Land,
die Karawanen, sie kommen und gehn.
Die Menschen entkeimen dem Garten der Welt,
ob Bilskraut, ob Balsam, sie kommen und gehn.

Unruhig ist die Geschichte der Armenier. Ihr Leidensweg ist, ähnlich dem der Juden, von einer Blutspur, von Millionen von Toten, gekennzeichnet. Die Urbevölkerung Armeniens, die Chalder, vermischten sich mit den seit dem achten und siebten vorchristlichen Jahrhundert einwandernden Kimeriern und Armeniern. Nach mehrhundertjähriger Herrschaft der Meder und Perser entstanden 189 vor Christus zwei selbständige Reiche. Bald aber schon fiel das Land in die Hände römischer, dann byzantinischer und schliesslich persischer Eroberer. 1514 kam der grössere Teil Armeniens unter türkische Herrschaft; der Rest blieb persisch, bis er im neunzehnten Jahrhundert von Russland erobert wurde.

Die Jahre 1895/96 und 1914/15 brachten den Armeniern, die sich mittlerweile in verschiedenen Gegenden der Türkei angesiedelt hatten, neue Schrecknisse: Das alte christliche Kulturvolk sollte ausgerottet werden. Alle, die armenischen Bauern, Handwerker, Seidenraupenzüchter und Händler, erwartete dasselbe Los: Verfolgung und Verschleppung. Mehr als eine Million Menschen fand dabei den Tod.

Nach dem Ersten Weltkrieg kehrten viele Armenier in ihre Dörfer in der Türkei zurück, doch schon 1922 mussten sie sie unter dem Druck der politischen Verhältnisse endgültig verlassen. Heute leben, laut einer Statistik, die wir einer Publikation des Schweizerischen

evangelischen Missionsrates entnehmen, in ihrer angestammten Heimat zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer nur noch 100 000 auf türkischem und 1,7 Millionen auf sowjetrussischem Gebiet. Die Mehrzahl aber, nämlich fast zwei Millionen Seelen, lebt im Exil: in Griechenland, Russland, Persien, Indien, in Syrien, im Libanon, im Sudan, in Westeuropa, in Nord- und Südamerika.

*

Ein altes, halbzerfallenes Kloster in Thessaloniki. Zwei der wenigen noch bewohnbaren Räume sind von Souren und Serpouli belegt. Souren, der Zweiundsiebzigjährige, betätigt sich als Fruchthändler und ist mit seinem Handwagen irgendwo in der Stadt, wo er Aprikosen und Kirschen feilhält. Serpouli, seine Frau, sitzt uns gegenüber. Ihr Haushalt und ihre Kleider sind trotz der Bedürftigkeit blitzsauber. Lebhaft und intelligent ist ihr Ausdruck. Und diese Augen! Armenieraugen, aus denen trotz schweren Schicksals Wärme und Teilnahme sprechen.

Auch Serpouli sind die Leiden ihres Volkes nicht erspart geblieben. Viermal hat sie alles, was sie besass, verloren, viermal musste sie ihr Leben ganz neu aufbauen.

Als im Jahre 1915 — Serpouli war damals fast noch ein Kind — die Armenierverfolgungen aufs neue aufflackerten, rüstete sich in Serpoulis Dorf alles, was armenisch war, zum Auszug. Sechs Monate dauerte die Flucht, sechs lange Monate zu Fuss, über Berge, durch wilde Täler und Wüstengebiete, bis sie endlich das rettende Land, den Libanon, erreichten.

Ein Ereignis wird Serpouli nie vergessen. Sie wird das Bild nie aus ihrem Gedächtnis auslöschen können: In den ersten Wochen der Flucht wurde sie Augenzeuge einer furchtbaren Katastrophe. Ein Soldat hatte eine Fackel und Benzin ins Lager der Flüchtlinge geworfen. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern starben eines qualvollen Todes . . .

Hart waren die Jahre im Libanon, und so erstaunt es nicht, dass nach dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Armenier in ihre Dörfer in der Türkei zurückkehrten. Freilich, von Serpoulis Dorf, das einst 4000 Armenier beherbergt hatte, kehrten nur 500 heim. Die übrigen? In den Steppen des Euphrats sind sie gestorben, verhungert und verdurstet.

1922! Eine neue Verfolgungswelle. Wer fliehen konnte, floh. Mittlerweile war die Welt auf die Not der Armenier aufmerksam geworden. Griechische und französische Schiffe nahmen an den Küsten die Flüchtlinge auf. So kam auch Serpouli nach Griechenland, wo sich ihr die Möglichkeit bot, Lehrerin zu werden. Später lernte sie Souren kennen. Ihr Leben schien nun endlich eine gewisse Sicherheit gefunden zu haben.

Der Zweite Weltkrieg aber brachte neue Schrecken, erneut auch den Verlust alles Erarbeiteten und Ersparten. Der griechische Bürgerkrieg schliesslich zwang das Ehepaar und zahlreiche andere Armenier, die im Norden Mazedoniens lebten, abermals zur Flucht.

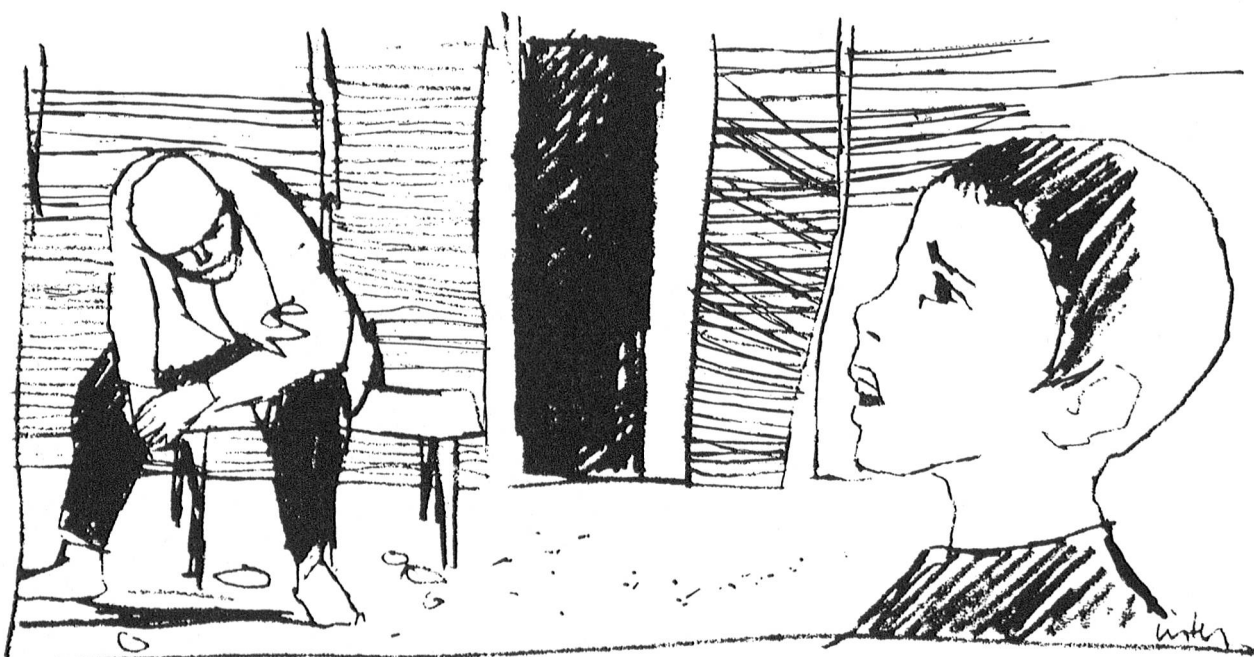
Heute leben Souren und Serpouli in jener Kloster-ruine in Thessaloniki, alt, ohne Angehörige, ohne Nachkommen, Wanderer von Land zu Land. Weder

die mehr als bescheidene Rente, die ihnen vom Hochkommissariat für Flüchtlinge der Vereinigten Nationen ausbezahlt wird, noch der Fruchthandel Sourens reichen für die täglichen Bedürfnisse. Die 150 Drachmen, etwa zwanzig Schweizer Franken, die ihnen das Schweizerische Rote Kreuz dank seinen Patenschaften für betagte Flüchtlinge in Griechenland monatlich zukommen lassen kann, bedeuten für Souren und Serpouli einen wertvollen Zustupf.

*

Serpouli — ein einziges Beispiel armenischen Schicksals. Tausendfältig aber sind die Leiden, die Verluste dieses Volkes, vorab jener, die heute in fremdem Land allein und verloren dastehen, die Alten, die Kranken, die zwar auf den Tod wie auf einen Erlöser warten, die sich aber trotzdem mit jeder Faser an das Leben klammern. Wir erinnern uns an jenen armenischen Familienvater in Athen und an seine herzkrankte Frau. Blind, taub und gelähmt liegt er in einer feuchten Kellerwohnung, stundenlang mit dünner Kinderstimme ein armenisches Kirchenlied singend. Er lässt sich nur von seiner Tochter pflegen — die Tochter selber leidet an einer schweren Nierenkrankheit. Oder wir sehen Hatsik Nazaretian, einen einsamen, unterernährten Greis, vor uns, Maria Boyatsian, die 1915 auf der Flucht ihr zweijähriges Bublein verhungern sah und die Leiche des Kindes noch tagelang auf ihren Armen mit sich trug; vor uns erhebt das Bild Carlo Tavatsis, dessen Sinne verwirrt, dessen Körper hinfällig und abgezehrt ist, das Bild seiner Schwester Philomene, die uns mit rührender Eitelkeit versichert, sie sei fünfundvierzig, während wir doch aus ihren Personalakten ersehen, dass sie fünfundsechzig Jahre alt ist.

*



Das Jahr 1922 brachte Griechenland aber nicht nur fast 60 000 armenische Flüchtlinge, sondern auch mehr als eine Million Rückwanderer, griechische Staatsbürger, die unter dem Druck der politischen Verhältnisse Kleinasien verlassen mussten. Die meisten von ihnen konnten sich zwar recht schnell einleben, viele aber, vorab jene, die heute alt, krank oder ohne Angehörige sind und die keine Rente erhalten — die Sozialversicherung in Griechenland steht noch in ihren Anfängen — bedürfen einer Hilfe.

Hier kann das Schweizerische Rote Kreuz in vielen Fällen eingreifen und monatlich kleine Geldbeträge oder Lebensmittelpakete vermitteln.

*

Eine ganze Reihe von öffentlichen und privaten Organisationen nimmt sich der Flüchtlinge in Griechenland an. Sie stehen nicht etwa in Konkurrenz zueinander, sondern bemühen sich um eine sinnvolle Aufteilung der Hilfe.

Die griechische Regierung hat, vor allem, um die Slums von Athen aufzuheben, neue, sonnige Wohnstätten für Flüchtlinge geschaffen.

Die private Fürsorgeorganisation der griechischen Königinmutter nimmt sich der alleinstehenden Rückwanderer an. Das UNO-Hochkommissariat für Flüchtlinge beteiligt sich mit fünfundsiebzig Prozent am Wohnbauprogramm des Staates; es steht Betagten mit Rentenzahlungen bei und führt eine Reihe von Altersheimen. Armenier aus aller Welt helfen ihren bedürftigen Landsleuten. Die Schweizer Auslandhilfe hat für die Errichtung des Altersheims «Illioupolis» einen grösseren finanziellen Beitrag gestiftet. Der Bund Schweizerischer Armenierfreunde leistet eine nicht mehr wegzudenkende Hilfe zugunsten der armenischen Flüchtlinge. Das Schweizerische Rote Kreuz schliesslich kann dank seinen Patenschaften sowie einem von einer privaten Gruppe aus Bern zur Verfügung gestellten Fonds in den Reihen der alleinstehenden und bedürftigen Betagten manche Not lindern helfen. Denn jene, die ein ganzes Leben um Sicherheit gerungen haben, sollen heute nicht ganz verlassen dastehen.

VERGESSENER EPIRUS

Epirus! Ein vergessener Landstrich. Im Westen stösst er an das Ionische Meer, im Norden an Albanien. Wohl gibt es einige wenige fruchtbare Täler, doch überwiegt bergiges, unwirtliches Land. Die griechische Regierung hat grosse Anstrengungen unternommen, um die Lebensbedingungen im Epirus zu verbessern; Agraringenieure arbeiten an einem Bewässerungssystem, in den Dörfern werden Vertrauensleute herangezogen, die man in die besseren Bebauungsmethoden einführt. In monatelanger Arbeit werden Zufahrtssträsschen in abgelegene Bergtäler gebaut. Aber all dies sind erst Anfänge. Noch ist die Bevölkerung bitterarm, oft einseitig ernährt und deshalb tuberkulosegefährdet.

*

Blau der Himmel, der sich über uns spannt, grau und waldlos die Berge, die nur wenig Gras, dafür aber um so mehr nackten Fels aufweisen. Im Schatten eines Oelbaumes sitzt ein alter Hirte mit seinem Krummstab. Gedankenfetzen: Hirtenstab, Bischofsstab, zweimal der Hirte, der über seine Herde wacht. Wir gehen weiter, bergauf. Wer eine feine Nase hat, kann sich hier, im nordgriechischen Bergland, den reinsten Duftorgien hingeben, weil die Kräuter und Gräser ihr Aroma so verschwenderisch verströmen.

Auf einer Blume sitzt eine Heuschrecke; lang ist sie und braun, und sie sieht aus wie eine jener Wäscheklammern, die man bei uns höchstens noch in den

Bergtälern findet. Eine kleine Landschildkröte beineelt über den Pfad, hebt den Kopf und schaut uns aus ihren Stecknadelaugen an.

Im Gras und in den Büschen zirpt, summt, sirrt, singt, meckert und blökt es. Wer hat wohl die Legende erfunden, nach der die Esel «Jjaah» rufen? Der kleine Hellgraue jedenfalls, der am Wegrand angebunden ist und Disteln zupft, gibt Töne von sich, die dem asthmatischen Husten eines alten Mannes nicht unähnlich sind...

Der Weg biegt nach rechts ab. Vor uns liegt der Weiler Elea-Sideris. Vor einem bescheidenen Steinhaus steht ein magerer Junge. Er hat die dünnen Arme um die Schultern seiner beiden jüngeren Brüder gelegt und blickt uns, den Fremden, entgegen. Wir fragen nach dem Haus von Stavros Koufali. Der Knabe fordert uns mit einer Handbewegung zum Eintreten auf. Die Eltern seien auf dem Feld, erfahren wir. Der Vater sei vor einigen Wochen aus dem Sanatorium entlassen worden; seine Tuberkulosekur müsse er nun zu Hause beenden.

Wir sehen uns um. Die Familie, die nur ganz wenig Land, drei Ziegen und zwanzig Oelbäume besitzt, verfügt über spärlichen Hausrat. Aber die Decken sind, nach griechischer Manier, fein säuberlich auf einer alten Truhe aufgeschichtet und mit einem Tuch überdeckt. Am Abend werden sie auf einem Holzrost, der als Bett dient, ausgebreitet. In der Ecke steht eine Wiege, in welcher, wohlverhüllt und durch einen

Gazeschleier vor Insekten geschützt, ein kleines Mädchen schläft.

Noch fehlen in diesem Haus Decke und Boden; ein Fenster ist eingesetzt, im übrigen haben Türen und Fenster eher provisorischen Charakter. Wenn aber in einigen Wochen diese Arbeiten ausgeführt und das Innere verputzt sein wird, dann hat die Familie Koufali ein zwar einfaches, doch solides Haus mit zwei Räumen. Und dann kann auch der Vater, der noch nicht ganz gesund ist, allein in einem Raum schlafen.

Ohne Unterstützung hätte diese Familie, die durch die Krankheit des Vaters in Not geraten ist, kein Haus bauen können. Wir haben die alte Wohnung gesehen, ein winziges Hüttchen aus geflochtenem Schilf, das einzustürzen drohte, weil der Boden in Bewegung geraten war. Dank der Hilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes hat nun auf einem besseren Grund ein solides Haus gebaut werden können. Finanziert wird diese Hilfe, die allerdings nur den Bedürftigsten, nämlich den tuberkulosegefährdeten Familien, Familien mit einem Tuberkulosekranken oder Witwen mit vielen Kindern zugute kommt, aus einem Bundesbeitrag, den die Eidgenossenschaft dem Schweizerischen Roten Kreuz zur Bekämpfung der Tuberkulose jedes Jahr zur Verfügung stellt. Durch Patenschaftsbeiträge des Schweizerischen Roten Kreuzes wird diese Aktion ergänzt. Es handelt sich um Zuschüsse von 5000 bis 10 000 Drachmen, je nachdem, ob es sich um Ausbesserungen, Anbau oder Neubau handelt. Es sind dies bescheidene Beträge, denn mit 700 bis 1400 Franken kann man

auch in Griechenland keine grossen Sprünge machen. Wenn immer möglich, soll die begünstigte Familie selber einen Beitrag an den Neubau leisten.

In Zusammenarbeit mit den Gemeindepräsidenten und den öffentlichen Fürsorgeämtern werden die Familien ausgewählt; der Bau der Häuser wird durch Mitarbeiter der Gemeindeverwaltung oder der Fürsorge überwacht, so dass ein zweckmässiger Einsatz der Mittel garantiert ist.

Nach unserem Besuch bei der Familie Koufali führt uns Despina, die junge griechische Fürsorgerin, zu einer Familie, die ebenfalls dringender Hilfe bedarf. Galatia Mini, die Mutter, ist auf dem Felde. Die beiden Kleinkinder Fotis und Spiridou spielen selbstvergessen auf dem Vorplatz. Der Vater? Er ist geisteskrank und weilt seit zwei Monaten in einer Anstalt. Die Fürsorge zahlt monatlich für die beiden Kinder 240 Drachmen, das sind knapp 34 Franken. Die kleine Familie lebt, zusammen mit den Grosseltern, in einer türkischen Ruine. Eine steile Treppe führt zu dem im ersten Stock gelegenen Raum. Es ist der einzige, der in diesem Haus überhaupt bewohnbar ist: knapp zweieinhalb Meter lang und etwa zwei Meter breit. Auch hier ist es, trotz der primitiven Verhältnisse, relativ sauber, obschon die Leute ja nicht wissen konnten, dass gerade heute Besuch aus dem Ausland kommen würde.

Die Löcher im Fussboden lassen sich aber nicht verstecken, auch nicht jene im Dach, durch die sich jetzt ab und zu ein Sonnenstrahl stiehlt. Bei schlechtem Wetter dringt durch diese Lücken das Regenwasser.



Das winzige Fensterloch ist mit Lumpen ausgestopft; der Feuerstelle fehlt der Abzug, und wenn gekocht wird, füllt sich der ganze Raum mit Rauch und Russ. Wir gehen weiter, sichtlich beeindruckt von den Verhältnissen, in denen die Minis leben. So also sieht die Not im Epirus aus.

Der Pfad wendet sich abwärts. Nun steht die Sonne höher und brennt uns heisser in den Nacken. Die Insekten sind blutgieriger geworden, und die Disteln strecken uns ihre Stacheln abwehrend entgegen.

In einer Mulde steht das Schulhaus. Es ist Pause. Die Kinder unterbrechen ihr Spiel, sehen uns an, staunen. Diese Mädchen mit den mageren Zöpfchen, diese Knaben mit den kurzgeschorenen Köpfen und den grossen, ernsten Augen sind weder laut noch zu dringlich. Wir wechseln ein paar Worte mit dem Lehrer, begrüßen ein Kind, das uns strahlend be-

richtet, dass das Haus, welches das Schweizerische Rote Kreuz habe bauen helfen, nun fertig sei, und dass es sich darin so schön wohnen lasse. «Orea», — «Schön», das verstehen wir trotz unseren mangelhaften Griechischkenntnissen.

Unten im Tal wartet der Landrover, der uns von einer privaten Fürsorgeinstitution für einige Tage zur Verfügung gestellt worden ist. Wir werden ins nächste Dorf fahren, durch ausgetrocknete Bachbette, auf schmalen, felsigen Wegen. Wir werden uns über den Stand der Neubauten informieren, wir werden Familien besuchen, denen wir mit unserer Hilfe neuen Mut und Zuversicht geben durften.

Aber noch bleibt viel zu tun. Was wissen wir, denen es gut geht, von der Not dieser Menschen? Geht sie uns wirklich nichts an?

Anmeldungen für Griechenland-Patenschaften nehmen die lokalen Rotkreuz-Sektionen oder das Zentralsekretariat des Schweizerischen Roten Kreuzes, Taubenstr. 8, 3000 Bern, Tel. (031) 22 14 74, dankbar entgegen. Eine Patenschaft umfasst sechs monatliche Zahlungen von mindestens zehn Franken.

BESUCH BEIM DEUTSCHEN ROTEN KREUZ IN DER BUNDESREPUBLIK

Im Jahresbericht des Schweizerischen Roten Kreuzes für 1948 ist in dem der Hilfe im Ausland gewidmeten Abschnitt das folgende zu lesen:

1948 haben sich die Anfragen aus Kreisen des Roten Kreuzes in Deutschland, ob wir das eine oder andere vergriffene oder verlorene Rotkreuzbuch zur Verfügung stellen könnten, derart gehäuft, dass sich das Zentralkomitee entschloss, eine grössere Bücherspende zu veranstalten. Diese Spende guter Rotkreuzliteratur sollte einen Beitrag an den Wiederaufbau des Roten Kreuzes in Deutschland darstellen, der dem Schweizerischen Roten Kreuz um so näher lag, als die Schweiz mit Deutschland sprachverwandt ist.

Im Sommer wurden an die Arbeitsgemeinschaften vom Roten Kreuz zubanden der Landesverbände geschickt: 1000 Exemplare der berühmten Schrift von Henry Dunant «Eine Erinnerung an Solferino»; 5000 Exemplare der unter dem Titel «Der barmherzige Samariter» erschienenen Betrachtung von Max Huber über «Evangelium und Rotkreuzarbeit»; 250 Exemplare des Sammelbandes von Max Huber «Rotes Kreuz — Grundsätze und Probleme»; 500 Exemplare des Erlebnisberichtes von Marcel Junod «Kämpfer beidseits der Front»

und schliesslich 150 Exemplare von Jean-G. Lossiers Betrachtungen über die moralische Bedeutung des Roten Kreuzes, erschienen unter dem Titel «Solidarität».

Um einmal ausserhalb der praktischen Rotkreuzarbeit mit dem Roten Kreuz in Westdeutschland Fühlung zu bekommen und genaue Informationen über den Wiederaufbau der deutschen Rotkreuzorganisation wie auch über die noch herrschenden Notstände und die Möglichkeiten der Hilfe zu erhalten, entsandte das Zentralkomitee im Herbst eine Delegation, die unter der Leitung von Herrn Dir. Ineichen innert zweier Wochen die wichtigsten Spitzen des Roten Kreuzes in den drei westlichen Zonen besuchte. Dieser Delegation, deren unmittelbarer Vorbote die Bücherspende gewesen war, wurde ein ungewöhnlich herzlicher Empfang zuteil und Gelegenheit zu umfassenden Besichtigungen geboten. Wir dürfen hoffen, dass diese Fühlungnahme mit ihren Auswirkungen die Rotkreuzarbeit in beiden Ländern und die Zusammenarbeit des Deutschen Roten Kreuzes mit dem Schweizerischen Roten Kreuz nachhaltig befruchten wird.

Ich gehörte 1948 als junger Mitarbeiter des Schweizerischen Roten Kreuzes der erwähnten Rotkreuz-